

ULRICH SCHMITZ / HORST WENZEL (Hg.): *Wissen und neue Medien. Bilder und Zeichen von 800 bis 2000*. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2003 (Philologische Quellen und Studien; 177). 291 S. Ill., graph. Darst. ISBN 3-503-06157-6. 34,80 €

Neue Forschungsansätze oder -programme erheben, noch bevor ihre Erkenntnisse anerkannt werden, erst einmal Erklärungsansprüche. Bereits dies kann zu fruchtbaren Diskussionen führen und die 'Normalwissenschaft' durch Versorgung mit neuen Motiven ihrer Tristesse entreißen. Folgerichtig, dass sich kaum eine Disziplin nachsagen lassen will, die Zeichen der Zeit nicht erkannt zu haben, trifft doch der Vorwurf, „alten Kram“ zu verkaufen, die Wissenschaft ähnlich hart wie jene ihr derzeit so gerne vorgehaltene Ökonomie. Zum Potential programmatischer Anstrengungen gehört es wenigstens, Forschungsergebnisse miteinander konfrontieren zu können, zwischen denen vermutlich unter anderen konzeptionellen Bedingungen überhaupt kein Sinnzusammenhang hätte hergestellt werden können. Diesen Versuch unternimmt der vorliegende Sammelband.

Vom Gespräch, in das die in der Regel disparat arbeitenden Fächer Germanistische Mediävistik, Neuere Literaturwissenschaft und Linguistik gebracht werden sollen, versprechen sich die Herausgeber eine „Relativierung der alten Fachgrenzen“ und zugleich eine kultur- und medienwissenschaftliche Öffnung, die unter Bezug auf die zeitgenössischen Veränderungen in der Folge moderner Kommunikationstechnologien eine andere Betrachtung ihrer Erkenntnisgegenstände ermöglicht. Und in der Tat sind „Medienwandel“, „Medien(r)evolution“, „Medienumbrüche“ etc. Termini (manchmal stehen sie schon für Begriffe), mit denen alte und neue Befunde anders, im Glücksfall innovativ gelesen werden können. Mitunter wäre zu behaupten: gelesen werden müssen, wollen sie sich nicht das Etikett des Obsoleten einhandeln, das seine Wirkungskraft zumeist rhetorisch, pauschal und unter mehr oder weniger notorischer Umgehung jenes Rationalitätsgebotes entfaltet, dem wissenschaftliches Arbeiten (noch) verpflichtet ist. Auch rechtfertigt der Versuch, im Übergang von Manuskriptkultur zu Buchdruck bis hin zu modernen Kommunikationstechnologien einen Bogen zu schlagen, den explizit experimentellen Charakter des Bandes, der aus einer Tagung am Kulturwissenschaftlichen Institut des Landes Nordrhein-Westfalen in Essen hervorgegangen ist.

ULRICH ERNST etwa unternimmt den Versuch, die Kreuzgedichte des Hrabanus Maurus als multimediales Kunstwerk zwischen Textualität, Ikonizität und Numeralität zu interpretieren. Dabei geht er – zeitgemäß – nicht nur von einer immer stärker werdenden Virtualisierung unserer Realitätserfahrung aus, sondern zeigt in der christlichen Glaubensverkündigung des 9. Jahrhunderts die wirkungsvolle Verschränkung von Wort und Bild, deren „Hauptkanäle“ bei Hrabanus einen „plurimedialen Gedichtkranz“ bilden. Ferner interpretiert der Autor die Kartographie des Textes als eine Art Poesie der Fläche, auf der die Disposition der Sprachzeichen den Regeln einer „theologisch semantisierten Raumsyntax“ folgt.

HAIKO WANDHOFF geht es in seinem Beitrag um den virtuellen Raum des Textes, den er als Verhältnis von Bild, Schrift und Zahl in Chrétien de Troyes *Erec et Enide* zu rekonstruieren versucht. Schrift und Stimme und mit ihr die Rückbindung an den Körper und dessen Vermögen ermöglichen dabei ein komplexes Zusammenspiel,

das nach Auffassung des Autors für die mittelalterliche Memorialkultur spezifisch ist. Dabei ist es ein interessantes Anliegen, der Frage nachzugehen, inwiefern es sich hier um eine wohldurchdachte Verknüpfung von Worten, Bildern und Zahlen handelt, die es erlaubt, heterogene Bezüge und Verweisungen zu erzeugen. Dem Hypothesenzusammenhang unterliegt die auch die anderen mediävistischen Publikationen des Bandes charakterisierende Generalthese einer Vergleichbarkeit bzw. einer sinnvollen Beziehbarkeit mittelalterlicher Dokumente und Quellen auf zeitgenössisches Webdesign, Multimediaanwendungen, Interfaces etc. Angenehm, dass Wandhoff sich hinsichtlich der unseligen Rede von den „Leitmedien“, die für alle möglichen Zeiten, Räume und Kontexte auszumachen heute offenbar leicht gemachte Sache ist, nicht ohne die notwendigen Differenzierungen äußert. Ob es indessen eine der historiographischen Forschung grundsätzliche angemessene These ist, dass zeitgenössisch-multimediale Kommunikationspraxen eine Rückkehr zu einem „Normalzustand“ seien, der lediglich 400 Jahre durch einen „Neuzeit“ genannten Ausnahmezustand (Alphabetisierung, Buchdruck) unterbrochen wurde, muss wohl noch diskutiert werden. Wer unter Bezug auf die Historie von epochenübergreifenden „Normalzuständen“ spricht (selbst wenn man sich dabei auf Flusser beruft, der es eigentlich hätte besser wissen müssen), tut dies auf eigene Gefahr.

Auch **NORBERT H. OTT** befasst sich mit dem komplexen und mehrdimensionalen Beziehungssystem zwischen Text und Bild, zwischen Schrift und Zahl in mittelalterlichen Handschriften. Deskription und Analyse des Zusammenspiels diskursiver und piktoraler Darstellungsformen erweisen sich in ihrer Komplementarität nicht nur als unhintergehbare semiotische Einheiten, sondern auch als eine Form nichtlinearer Wissensvermittlung, die an die elektronische Medienkultur der Gegenwart erinnert. Eine solche Vorwegnahme derartig vieldimensionaler Gestaltungsmodi symbolischer Erzeugnisse, wie sie heute fast ausschließlich durch moderne Kommunikationstechnologien als realisierbar erscheint, ist nicht nur aus mediävistischer Perspektive aufschlussreich, sondern relativiert zugleich einige diesbezügliche epistemologische Mythen.

Aus explizit medienanthropologischer Perspektive (die trotz der Beiträge von BAL, CRARY oder GIESECKE wohl noch einer weiteren konzeptionellen Ausarbeitung bedarf) geht **CHRISTINA LECHTERMANN** der Historisierung visueller Erfahrung sowie den Veränderung von Seh-Gewohnheiten und den ihnen zugeordneten Blick-Praxen nach. Ihr Aufsatz „Nebenwirkungen: Blick-Bewegungen vor der Perspektive“ will die These von den besonders ausgeprägten audiovisuellen Kommunikationsstrukturen der höfischen Epoche im Kontext jenes „neue(n) Forschungsparadigmas“ ergründen, dem sich auch WANDHOFF und WENZEL (s.u.) verpflichtet fühlen. Die Rekonstruktion von Kommunikation im Übergang zwischen interaktiven, mithin in Anwesenheit und wechselseitiger Wahrnehmbarkeit fundierten Mitteilungsprozessen und Schrift provoziert die Frage nach Übertragung und Modifikation genuin interaktiver Wahrnehmungsstile auf schriftliche, nichtinteraktive Kommunikation. Die Bedeutung des Blicks in der höfischen Gesellschaft, der sich die Überlegungen vornehmlich annehmen, wird von der Autorin am Beispiel der Âlise-Szene in Wolframs von Eschenbach *Willehalm* rekonstruiert. Die an diese Forschungspraxis gerichtete methodologische Frage, inwiefern so die Differenz zwischen Blick- und Sehgewohnheiten und dem Diskurs über den Blick eingeebnet zu werden droht, trifft allerdings nicht nur diesen, sondern auch den folgenden Beitrag.

Die These, dass vornehmlich mittelalterliche Kommunikationsverhältnisse eine multisensorische Fundierung aufweisen und dass sich anschließend mit dem Prozess der Verschriftlichung „[...] der lange Abschied von der ganzheitlichen Wahrnehmung und eine zunehmende Konzentration auf das Schallerlebnis oder auf das Seherlebnis bei jeweiliger Ausblendung der anderen Sinne“ vollzogen habe (S. 113), hat den Rezensenten noch nie überzeugt. Vielmehr besteht hinsichtlich dieser von **HORST WENZEL** vorgetragenen Generalthese der Eindruck eines grundlegenden Missverständnisses interaktionstheoretischer Begriffe und ihrer empirischen Basis. In die Vorgeschichte digitaler Medien gestellt, erfüllt ein vom Autor als Empirie behandeltes mittelalterliches Flugblatt nach dessen Auffassung moderne „Hypertextkriterien“ (Mehrdimensionalität, Nichtlinearität, Interaktivität, Modularisierung), wodurch solchen mittelalterlich-hypermedialen Strukturen das Verdienst zukäme, die Nutzer hinsichtlich des Umgangs mit dem Text aus ihrer (selbstverschuldeten?) Unmündigkeit zu entlassen, um sie dann als alleinigen Souverän des kommunikativen Geschehens einzusetzen. Hier darf ungeachtet des semiotisch interessanten Materials gefragt werden, was eigentlich Gegenstand und was Erklärungsinstrument der Erkenntnisbemühungen ist. Manches erinnert hier an die aus der Wissenschaftsgeschichte bekannte Inversion von Explanans und Explanandum, die besonders im Kontext technischer Artefakte zu beobachten ist: Man überbietet die Leistungen des Auges durch die Erfindung von Mikroskop und Fernrohr, um anschließend die Funktionsweise des Sehorgans anhand eben dieser technischen Artefakte zu erläutern. Gleiches gilt für die Input-Output-Metaphorik von Kognitionstheorie und Neuroscience, die das menschliche Bewusstsein als Computer begreifen, nach dem dieser seine Existenz dem schöpferischen Geist verdankt.

Auch **JÜRGEN FRÖHLICH** bemüht den Topos des späten Mittelalters als „medialer Schwellenzeit“. In seinem Beitrag „*Meßkram* oder die Einwanderung der Null in den modernen Schaltkreislauf über das spätmittelalterliche Rechnungsbuch“ will er das in der Geschichte der Mathematik lange diskutierte Aufkommen der Null nicht als mathematisches, sondern als mediales Phänomen bestimmen. Zwischen Rechenbrett, Zählstein und skriptographischer Buchführung erscheint die Karriere der Null vom umstrittenen Zeichen zur anerkannten Zahl nicht nur als semiotisches Problem, sondern als Ergebnis eines „Medienumbruchs“. Die wichtige Einsicht in den reflexiven Zusammenhang zwischen der Evolution kognitiver Vermögen und deren Externalisierung anhand symbolischer Objektivationen „optimiert“ der Autor jedoch im Vorbeigehen zur Prognose der Totalveränderung kommunikativer Strukturen im „gegenwärtigen Medienumbruch“ und damit zum kühnen Projekt, medientheoretische Vermutungen geschichtsphilosophisch zu nobilitieren.

ANGELIKA STORRER und **EVA LIA WYSS** befassen sich mit der Geschichte des Pfeilzeichens in alten und neuen Medien. Dabei gehen sie sorgfältig den semiotischen Verwandlungen des Pfeilzeichens nach, dessen Fusion von Zielen, Zeigen und Überbringen von Botschaften seine bestechende semantische Varianz gedankt ist und dessen Multifunktionalität sich quer durch die Kunstgeschichte bis zum modernen Webdesign zu behaupten scheint. Ein ansprechender, weil den selbst gesteckten Zielen gerecht werdender Artikel, der zudem davon absieht, sich zu epochalen Deutungen auf epistemologisch dünnem Eis aufzuschwingen.

Den Einbruch des Bildes in traditionell textlastige Domänen verzeichnet auch der Beitrag von **HERMANN CÖLFEN**, dessen Thema die spektakuläre Inszenierungspraxis der Mediengattung „Talkshow“ bildet. Im Kontext seiner medienkritischen Diagnose

konstatiert er den Wandel von der (für heutige Maßstäbe) strengen Gesprächsdisziplin früherer Formate zu belanglosem Geplauder zeitgenössischer Talkrunden, in denen der Verlust von Sprache gerade dort zu verzeichnen ist, wo der Dialog seine Stellung eigentlich behaupten sollte. Die für den Artikel so zentrale Kategorie „Gespräch“ hätte sicherlich noch weitere kommunikationstheoretische Einlassungen verdient. Dabei könnte die Frage, was im kommunikativen Alltagsbewusstsein wie auch in den Wissensbeständen der Mediengestalter unter einem „guten“ Gespräch verstanden wird, zur weiteren Erschließung der Thematik führen.

Der Aufsatz von **WERNER HOLLY** analysiert einen zum Jahreswechsel 1999/2000 ausgestrahlten Jahrhundertrückblick des Zweiten Deutschen Fernsehens, in dem eine Vielzahl von Filmausschnitten, Bildern und Tondokumenten zu dem zusammengeführt wird, was der Autor als 'multimodales Geschichtsklischee' bezeichnet. Die dabei zu verzeichnenden Stereotypisierungen historischer Objekte tragen nach Auffassung des Autors zu einer spezifischen, von ihm „hyperbolisch“ genannten Geschichtsauffassung bei, die zugleich einen Teil eines multimedial transformierten kulturellen Gedächtnisses erkennen lässt. Ob der Text zeitweilig als Zettelkasten auftritt, um einer medialen Neuordnung zeitgenössischer Wissenschaftsprosa Nachdruck zu verleihen, soll hier indessen nicht diskutiert werden.

Die auf die zeitgenössische Medienpraxis bezogene Analyse von **ULRICH SCHMITZ** widmet sich jenen, von ihm als „Text-Bild-Metamorphosen“ bezeichneten Phänomenen, die offenbar zur Entlastung sprachlicher Kommunikation in wachsendem Maße Text und Bild integrieren. Zahlreiche Beispiele sollen denn auch der These zur Geltung verhelfen, dass mit der den kommunikativen Haushalt moderner Gesellschaften charakterisierenden Höchstrelevanz von Text-Bild-Kombinationen gleichzeitig auch das Ende der Epoche stark schriftzentrierter Medien begonnen hat. So gibt die Vermutung des Beitrages, die Kommunikation werde „insgesamt visueller“ und die Textlektüre nähme Gewohnheiten der Bildlektüre an, zugleich Hinweise auf die je spezifischen kommunikativen Steuerungspotentiale von Text und Bild, die allerdings noch weiter vor dem Hintergrund jeweiliger Kommunikationszwecke, Rezipientenerwartungen und kommunikativer Kontexte präzisiert werden könnten. Aufschlussreich könnte hier auch der Abgleich mit den interdisziplinären Forschungsergebnissen hinsichtlich des Zusammenspiels von verbaler und nonverbaler Kommunikation sein, in der ja ebenfalls präsentative und diskursive Formen in der Einheit des kommunikativen Ereignisses ein komplexes Zusammenspiel eingehen.

ELISABETH CÖLFEN berichtet aus einem Forschungsprojekt über die Konzeption einer hypermedialen „Lern- und Forschungsumgebung“ zur Etymologie und historischen Semantik. In ihrem Beitrag will die Autorin ergründen, warum der zur Diskussion stehende Gegenstand didaktischer Anstrengungen mit traditionellen Kommunikationsmitteln nicht optimal dargestellt werden kann. Dabei liegen nach ihrer Auffassung die Chancen digitaler Wörterbücher darin, die mangelnde Flexibilität alphabetischer Strukturen zu durchbrechen und den Zugriff auf Wissen in einer Weise zu optimieren, wie dies ohne die Nutzungsmöglichkeiten von Hypermedien nicht möglich wäre. Die attraktive Hypothese, dass sich durch die Überwindung eines komplexe Zusammenhänge eher isolierenden Darstellungsformates ein semantischer Mehrwert erzeugen lässt, wirft natürlich weitere Detailfragen auf, dürfte doch in der vermuteten kommunikativen und kognitiven Effektivität multimedialer Lernmaterialien der Geltungsgrund schlechthin für deren Propagierung liegen.

Der die Publikation abschließende Artikel von **WOLFGANG COY** will offenbar als Überblick oder Zusammenfassung medientheoretischer Generalthesen gesehen werden; jedenfalls scheint er keiner spezifischen Problemstellung zu folgen. Vielmehr präsentiert er mittlerweile zu Allgemeinplätzen gewordene Thesen, die entweder bei MCLUHAN, KITTLER, GIESECKE oder LUHMANN gehaltvoller nachgelesen werden können.

Dass die in einem Sammelband vorgelegten Beiträge in unterschiedlichem Maße innovativ, problemorientiert und epistemologisch valide sind, hat noch nie jemanden ernsthaft gewundert. Von größerer Relevanz für eine gewinnbringende Lektüre ist stets die Identifizierbarkeit derjenigen Fragestellung, auf die eine Publikation die Antwort sein soll. In dieser Hinsicht gebührt dem von SCHMITZ und WENZEL herausgegebenen Sammelband Anerkennung. Auch überzeugt die vorliegende Publikation durch den fast durchgängigen Bezug zu empirischem Material, welches – gemäß dem beteiligten Fächerkanon – historische Quellen, zeitgenössische TV-Formate und multimediale Erzeugnisse moderner Kommunikationstechnologien umfasst. Dass sich die meisten der Autorinnen und Autoren bemüht haben, den derzeitigen medientheoretischen Diskurs nicht in stereotypen Bekräftigungen leer laufen zu lassen, sondern sich vielmehr an die Auswertung eigenen empirischen Materials gemacht haben, erleichtert die Diskussion und Beurteilung der vertretenen Thesen. Durch die Beiträge hindurch wird plausibel, dass und wie sich historisch kontingente Sinngebilde im Verhältnis von Schrift, Bild und Objekt stets aufs Neue artikulieren. Folgerichtig, dass Vergleiche und Rekonstruktionen in Phasen des Umbruchs und des Übergangs ein besonders interessantes Forschungsfeld eröffnen. Dabei wird allerdings auch deutlich, wie sehr sich die Autoren bemühen, ihre Gegenstände in ein medientheoretisches Vokabular zu überführen. Da wird der Bilderstreit im Kontext christlicher Glaubensverkündung zur „Medienkontroverse“, in dem die Kirche ihr „Medienmonopol“ zu behaupten sucht, Handschriften verwandeln sich in „Mehrkanalmedien“, und das Figurengedicht wird als Hypertextvariante entdeckt. Auch mag man manchmal kaum glauben, dass das nicht enden wollende Staunen darüber, dass bereits das Mittelalter die wechselseitige Erhellung von Zeichen, Bild und Text zu nutzen verstand, wie wir dies heute aus Comics, Kinderbüchern, Gebrauchsanweisungen oder Werbeplakaten kennen, sich dem Terminus „Medien“ und seinen entsprechenden Komposita verdankt. Es überrascht deshalb kaum, dass die Leistungsfähigkeit und Innovationskraft des Medienjargons von den Autoren nicht in Zweifel gezogen wird. Die Frage, was mit der Umbenennung insbesondere für die Mediävistik inhaltlich gewonnen ist, scheint sich für die Autoren längst schon erledigt zu haben. Ob dies an einem zeitgemäßen „fast forward“ oder an bereits erfolgter Bewährung liegt, soll und kann hier nicht beurteilt werden. Dass sich in einer Medienterminologie formulierte linguistische, semiotische und literaturwissenschaftliche Probleme theoretisch gehaltvoller entfalten lassen und dabei Aussagen zustande kommen, die über das bereits Gewusste hinausgegangen, muss sich vermutlich auch weiterhin erst erweisen. Vielleicht sind die Verfechter der medientheoretischen Generalisierungsstrategie gut beraten, wenn sie sich an die neuere Wissenschaftsgeschichte erinnern und jenen „overstretch“ vermeiden, der einst informationstheoretischen und teilweise auch semiotischen Generalisierungsversuchen widerfahren ist. Großen Ansprüchen folgten hier erst inflationäre Pneumata und schließlich Desinteresse. Und manche Welle endete nach kurzem Aufbäumen an den Gestaden der Normalwissenschaft als kleines Gekräusel, um lediglich noch einige Sandkörner zu umspülen. Dass aller-

dings Nietzsches hier nahe liegendes Diktum, der Zeitgeist sei auf den Irrtum abonniert, auch ein wenig Spielverderberei ist – wer würde dem nicht zustimmen.

Prof. Dr. Jens Loenhoff
Universität Mainz
Institut für Interkulturelle Kommunikation
An der Hochschule 2
76711 Germersheim
loenhoff@mail.fask.uni-mainz.de

Wir schlagen Ihnen folgende Zitierweise für diesen Beitrag vor:

Loenhoff, Jens zu: Ulrich Schmitz / Horst Wenzel (Hg.): Wissen und neue Medien. Bilder und Zeichen von 800 bis 2000. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2003 (Philologische Quellen und Studien; 177). In: Perspicuitas. Internet-Periodicum für mediävistische Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft. Online unter: <http://www.perspicuitas.uni-essen.de/rezens/rezschmitzwenzel.pdf> [Eingestellt am 04.11.2004; 6 Seiten.]